

Der Stimmenkäufer als Verlierer

Daß man sich in Amerika politische Ämter mit viel Geld erkaufen kann, gehört zum festen Überzeugungsschatz der Deutschen. Ein Multimillionär muß nur kräftig Geld ausgeben, seine Gegner in einem Meer von TV-Werbepots ertränken und das Amt (oder die Nominierung in den Vorwahlen) gehört ihm. Daß das so nicht funktioniert, haben erneut die *primaries* in Kalifornien bewiesen, die Vorwahl-Schlachten, in denen der Wähler bestimmt, wer in seiner Partei im Herbst als Kandidat antritt.

Gewonnen hat keiner der Ultra-Reichen, die das eigene Vermögen eingesetzt hatten. Bei den Demokraten hatten sich gleich drei

um die Nominierung für das Amt des Gouverneurs beworben. Vierzig Millionen Dollar (60 Dollar pro gewonnene Stimme) hatte der politische Novize Al Checchi verpulvert – vergebens. Die Abgeordnete Jane Harman hatte die Schatulle ihres Mannes um 16 Millionen (oder 24 Dollar pro Stimme) erleichtert – dito. Das Rennen machte der Vize-Gouverneur Gray Davis, kein Mann von fertigem Geld, mit einer relativ bescheidenen Investition: neun Millionen, oder fünf Dollar für jede Stimme. Ein anderer Multimillionär wollte mit seinen Millionen die Republikaner davon überzeugen, ihn für den Senats-Wahlkampf aufzustellen. Auch er blieb auf

der Strecke.

Die Moral? Geld macht auch in der Politik nicht glücklich – jedenfalls nicht, wenn Amateure antreten. Selbst wenn, wie in Amerika, Wahlkampf fast nur auf der Mattscheibe stattfindet, gibt das Flächenbombardement mit teuren Spots nicht den Ausschlag. Auch im Lande des Kapitalismus wollen die Wähler Kompetenz, Charisma oder Erfahrung – nicht den gelangweilten Krösus, der mit seinem Geld mal was anderes kaufen will.

jj